

(Nachdruck verboten.)

53]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Für eine derartige Sprache besaß Nagu kein Verständnis. Nur ein Wort hatte er aufgefangen, und er erwiderte spöttisch lächelnd:

„O, das Glück aller, das ist eine schöne Sache. Aber ich mag lieber bei meinem eignen Glück anfangen.“

Lucas sagte ihm hierauf, daß er frei sei, daß ihm seine Rechnung gemacht werden werde, und daß er gehen könne, wann er wolle. Es lag ihm ja eigentlich gar nichts an diesem böswilligen Menschen, dessen Anwesenheit nur schädlichen Einfluß üben konnte. Aber daß Josine ihn verlassen sollte, zerriß ihm das Herz, und er schämte sich einigermaßen, als er entdeckte, daß er nur deshalb so viel daran gesetzt hatte, Nagu zu behalten, weil er sie behalten wollte. Der Gedanke, daß sie in die Flügel Alt-Beaulairs zurückkehren sollte, in die Gewalt dieses Mannes, der wieder dem Alkohol verfallen, fortfahren sollte, sie zu vergewaltigen, war ihm unerträglich. Er sah sie wieder in der Rue des Trois-Lunes, in einem schmutzigen Zimmer, wieder dem entwürdigenden, mörderischen Elend ausgeliefert. Und er war nicht da, um sie zu schützen, er, dem sie nun ganz gehörte, der sie keine Minute hätte verlassen mögen, um ihr Glück gegen jede Gefahr zu bewahren!

In der folgenden Nacht kam sie wieder zu ihm, und es gab eine herzerreißende Scene zwischen ihnen, heiße Thränen, Schwüre, tolle Pläne. Doch siegte schließlich die Vernunft, sie mußten sich der Unerbittlichkeit der Thatsachen fügen, wenn er nicht sein Werk gefährden wollte, das zu einer Sache der Allgemeinheit geworden war. Josine mußte Nagu folgen, sie konnte nicht anders, ohne einen schmutzigen Skandal hervorzurufen; und Lucas wollte indessen auf der Grècherie seinen Kampf für das Glück aller fortsetzen, in der Zuversicht, daß der Sieg sie eines Tages vereinigen würde. Sie waren stark, denn sie trugen die unbefiegbare Liebe in sich. Sie versprach, daß sie wiederkommen werde. Aber doch, welcher schreckliche Schmerz, als sie Abschied nahm, und als er sie am nächsten Tag die Grècherie verlassen sah, hinter Nagu, der im Verein mit Bourron einen kleinen Wagen zog, in welchem sich ihre ärmliche Habe befand!

Drei Tage später folgte Bourron dem Beispiel Nagus, mit dem er jeden Abend bei Cassiauz zusammengetroffen war. Sein Freund hängelte ihn so viel mit der Mandelmilch des Gemeinhauses, daß er seine Mannesfreiheit zu betätigen meinte, indem er auch seinerseits in die Rue des Trois-Lunes zurückkehrte. Seine Frau Babette hatte zuerst versucht, diese Dummheit zu verhindern und sich dann mit ihrer gewohnten Fröhlichkeit darin gefunden. Bah, es würde auch so gehen, und ihr Mann war im Grunde ein guter Junge, dem früher oder später schon die Augen aufgehen würden. Und sie zog lachend von dannen, indem sie den Nachbarinnen ein „Auf Wiedersehen!“ zurief, denn sie konnte nicht glauben, daß sie nicht in diese schönen Gärten zurückkehren sollte, wo es ihr so gut gefallen hatte. Besonders lag ihr daran, ihre Diarthe und ihren Sébastien dahin zurückzubringen, da sie gute Fortschritte in der Schule machten. Soeurette erklärte sich bereit, die Kinder da zu lassen, und sie willigte mit Freuden ein.

Aber die Lage wurde ernster, als andre Arbeiter vom bösen Beispiel angesteckt wurden und die Grècherie verließen, so wie Nagu und Bourron sie verlassen hatten. Es fehlte ihnen am Glauben ebenso wie an der Liebe, und Lucas sah sich im Kampfe mit all der Böswilligkeit, Feigheit und Untreue, auf die man stößt, wenn man für das Glück anderer arbeitet. Selbst bei Bonnaire, dem Klugen und Ehrlichen, spürte er eine verborgene Erschütterung. Der Hausfrieden des Puddelmeysters wurde durch die täglichen Zänkereien der Loupe gestört, deren Eitelkeit unbefriedigt war; denn sie hatte sich noch immer nicht das Seidenkleid und die Uhr kaufen können, nach denen sie seit ihrer Jugend verlangte. Dann lehnte sie sich gegen den Gedanken der Gleichheit und Gemeinsamkeit auf, weil sie immer davon träumte, etwas Besseres zu werden.

Sie erfüllte das Haus mit einem unaufhörlichen Sturm, maß dem alten Nagu den Tabak knapper zu als je, und puffte die Kinder Lucien und Antoinette. Sie hatte mittlerweile noch zwei bekommen, Zoé und Séverin, und auch dies war in ihren Augen ein Unglück, das sie Bonnaire nicht verzieh und das sie ihm unablässig vorwarf, als wären die Kinder die Früchte seiner Umsturzideen, als deren Opfer sie sich hinstellte. Bonnaire setzte dem allem eine große Ruhe entgegen, denn er war an diese Stürme gewöhnt, die ihn bloß traurig machten. Er antwortete ihr nicht einmal, wenn sie ihm zurief, daß er ein gutes Schaf, ein gepoppter Narr sei, und daß er sich in der Grècherie noch die Haut abzuziehen lassen würde.

Lucas merkte jedoch sehr wohl, daß Bonnaire nicht mit ganzem Herzen zu ihm stand. Wohl gestattete dieser sich nie den geringsten Tadel, er blieb der fleißige, tüchtige, gewissenhafte Arbeiter, der allen andren ein Beispiel war. Dennoch lag etwas wie Mißbilligung in seiner Haltung, fast Ermattung und Entmutigung. Lucas litt sehr darunter, denn es schmerzte ihn ungemein, daß ein Mann, den er so sehr schätzte, dessen Heldennut er kannte, so rasch beginnen konnte, sich von ihm abzuwenden. Wenn dieser den Glauben verlor, hieß das, daß sein Werk schlecht sei?

Die beiden Männer fanden eines Abends Gelegenheit zur Aussprache, als die Sonne eben an einem klaren, stillen Himmel unterfant, sie waren einander am Thor, das zu den Werkstätten führte, begegnet, und setzten sich auf eine Bank.

„Es ist wahr, Herr Lucas,“ erwiderte Bonnaire freimütig auf eine Frage, „ich zweifle stark an Ihrem Erfolg. Sie wissen übrigens, daß ich mit Ihren Ideen nie ganz einverstanden war, und daß Ihr Unternehmen mir immer ein schädliches geschienen hat, mit Rücksicht auf die Konzessionen, die Sie machen. Wenn ich mich daran beteiligt habe, so war es nur um des Versuchs willen. Aber je weiter die Dinge gehen, desto mehr sehe ich, wie recht ich hatte. Der Versuch ist nun durchgeführt worden, jetzt müssen wir es anders anfangen; wir müssen als Revolutionäre handeln.“

„Wie, der Versuch ist durchgeführt worden?“ rief Lucas aus. „Wir haben ja kaum angefangen! Wir brauchen noch Jahre, mehrere Menschenalter vielleicht, ein Jahrhundert kraftvoller, freudiger, mutiger Anstrengung. Und Sie, mein Freund, Sie, der sonst so energische und tapfere, verzagen so schnell?“

Er sah ihn an, den großen, breitschulterigen Mann mit dem vollen, ruhigen Gesichte, aus welchem so viel Kraft und Ehrlichkeit sprach. Aber der Arbeiter schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, der Mut und die Anstrengung thun's nicht. Ihre Methode ist zu sanft, sie rechnet zu sehr auf die Vernunft der Menschen, Ihre Association von Kapital, Arbeit und Geist wird sich immer nur so fortkristen, ohne etwas Festes und Endgültiges entstehen zu lassen. Die fressende Krankheit unsrer Zeit ist so arg geworden, daß man sie mit dem glühenden Eisen heilen muß.“

„Was also glauben Sie, daß geschehen sollte, lieber Freund?“

„Das Volk muß sich unberzüglich der Arbeitsmittel bemächtigen, muß die Bürgerklasse aus ihrem Eigentum verjagen und die selbständige Verfügung über das Kapital erlangen, um die Herrschaft der allgemeinen und obligatorischen Arbeit aufzurichten.“

Er knüpfte hieran wieder einmal eine ausführliche Darlegung seiner Ideen. Lucas hörte ihm zu, mit schmerzlichem Staunen, daß er noch gar keine ablenkende Wirkung auf diesen denkenden, aber ein wenig kurzichtigen Geist hatte ausüben können. So wie er ihn in der Rue des Trois-Lunes hatte reden hören, am Abend, da er seinen Platz in der Hölle verließ, so hörte er ihn jetzt wieder, als Anhänger derselben revolutionären Heilslehre, ohne daß die fünf Jahre des kommunistischen Versuchs auf der Grècherie seinem Glauben etwas hätten anhaben können. Die Evolution ging ihm zu langsam, der Fortschritt durch die bloße Association schien ihm noch zu vieler Jahre zu bedürfen, er wurde unniutig, er setzte seine Hoffnung auf die sofortige Revolution.

„Niemals wird man uns geben, was wir uns nicht selber nehmen,“ schloß er. „Wir müssen alles nehmen, um alles zu haben.“

Ein Stillschweigen folgte. Die Sonne war untergegangen, die Arbeiter der Nachtschicht hatten die der Tagsschicht in den dröhnenden Werkstätten abgelöst. Und während so das Getöse der unablässigen Arbeit an seine Ohren schlug, überkam Lucas eine unsagbare Traurigkeit, als er erkennen mußte, daß sein Werk auch durch die Ungeduld der Besten, ihr sociales Ideal zu verwirklichen, gefährdet wurde. War es nicht der wütende Widerstreit gegensätzlicher Meinungen der häufig das Geschehen der Dinge verzögerte und behinderte?

„Ich will nicht wieder mit Ihnen disputieren, lieber Freund,“ sagte er endlich. „Ich glaube nicht, daß es unter den gegebenen Umständen möglich oder nützlich wäre, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Ich für meinen Teil bleibe überzeugt, daß die Association, die Kooperation, das Genossenschaftssystem der langsame, aber weit vorzuziehende Weg ist, der uns in das gelobte Land führen wird. Wir haben ja so oft über diese Dinge gesprochen, ohne uns ganz einigen zu können. Was hilft es, wieder von vorn anzufangen und uns nutzlos das Herz schwer zu machen? Aber was ich von Ihnen erwarte, ist, daß Sie dem Unternehmen, das wir gemeinschaftlich gegründet haben, in der schweren Zeit, die es jetzt durchzumachen hat, treu bleiben werden.“

Bonnaire warf mit verletzter Miene den Kopf auf.

„O, Herr Lucas, sollten Sie an mir zweifeln? Sie wissen, daß ich kein Verräter bin, und daß ich, den Sie einmal vor dem Verhungern bewahrt haben, mit Ihnen trodenes Brot essen werde, so lange es nötig ist. Seien Sie unbesorgt, das was ich Ihnen vorher gesagt habe, das sage ich sonst niemand. Das sind Dinge, die nur Sie und mich angehen. Es wird mir selbstverständlich nie in den Sinn kommen, den Arbeitern anzukündigen, daß das Unternehmen zu Grunde gehen wird. Ich habe mich mit Ihnen verbunden, und ich bleibe mit Ihnen verbunden, bis uns die Mauern auf den Kopf fallen.“

Lucas drückte ihm bewegt beide Hände. Und die Woche darauf empfing er einen noch stärkeren Eindruck von einer Scene in der Halle der Walzwerke, zu der er eben zurecht kam. Es war ihm gesagt worden, daß zwei oder drei mißgünstige Arbeiter Nagus Beispiel folgen und so viel Kameraden als möglich mit fortnehmen wollten. Und als er herbeieilte, um die Ordnung wieder herzustellen, sah er Bonnaire inmitten der Meuterer stehen, und sie in heftigen Worten zurechtweisen. Er blieb stehen und hörte zu. Bonnaire sagte manhaft alles, was zu sagen war, rief den Leuten alle Wohlthaten ins Gedächtnis, die das Unternehmen ihnen erwies, beruhigte die Aengstlichen durch den Hinweis auf eine bessere Zukunft, die sicher kommen werde, wenn sie fest bei der Arbeit aushielten. Er war so groß, so schön, die Beredsamkeit und Klugheit eines der Ihrigen übte eine solche Wirkung auf die Leute aus, daß alle sich beruhigten und keiner mehr davon sprach, aus der Association auszutreten. Dem Abfall war ein Niegel vorgehoben worden. Und Lucas blieb das Schauspiel unvergessen, wie Bonnaire, der gute Riese, den Aufruhr mit breiter Geberde beschwichtigte, als Geld der Arbeit, der die freiwillig übernommene Pflicht über alles stellte. Da er im Kampf für das Glück aller stand, hätte er es für eine Feigheit gehalten, seinen Posten zu verlassen, obgleich nach seiner Ansicht in anderer Weise hätte gekämpft werden sollen.

Aber als Lucas ihm dankte, wurde ihm wieder das Herz schwer, als jener schlicht antwortete:

„Dafür ist nicht zu danken, ich habe nur gethan, was ich mußte. Trotz alledem, Herr Lucas, muß ich Sie aber noch zu meinen Ideen befehlen, sonst werden wir hier eines Tages alle Hungers sterben.“

Und wenige Tage nachher verdüsterte eine andre Begegnung seine Stimmung noch mehr. Mit Bonnaire vom Hochofen herabsteigend, kam er an der Behausung Langes vorbei. Der Töpfer hatte sich beharrlich geweigert, das Stüchchen Land zu verlassen, das ihm eingeräumt worden war, und das er mit einer niedrigen Steinmauer umgeben hatte. Vergebens hatte Lucas ihn zu überreden versucht, hinabzukommen und die Leitung der Ziegelformerei zu übernehmen, die er hatte einrichten müssen. Lange wollte ein freier Mann bleiben, ohne Gott und ohne Herrn, wie er sagte. Er fuhr also fort, in seiner Höhle seine Töpferwaren herzustellen, die Schüsseln, die Teller, die Töpfe, die er dann auf einem Karren nach den Märkten der umliegenden Orte brachte. Er zog und Barfuß schob. An diesem Abend nun kehrten sie eben von einem

ihrer Marktgänge zurück, als Lucas und Bonnaire an der Thür ihrer Einfriedung vorüberkamen.

„Nun, Lange,“ fragte Lucas in freundlichem Tone, „geht der Handel?“

„Immer gut genug, um uns Brot zu geben, Herr Lucas. Sie wissen, daß das alles ist, was wir wollen.“

In der That brachte er seine Waren nur zu Markte, wenn es an Brot fehlte. Und die übrige Zeit verbrachte er bei den Töpfereien, die nicht zum Verkaufe bestimmt waren, verweilte stundenlang vor ihnen und betrachtete sie trauernden Blicks, ein primitiver Poet, den es trieb, Gebilde zu formen. Selbst die ordinären Gefäße, die er herstellte, die gewöhnlichen Schüsseln und Töpfe zeigten eine köstliche Ursprünglichkeit und Reinheit der Linien, eine schlichte, vornehme Anmut. Instinktiv hatte er, der unverdorrene Sohn des Volks, die volksmäßige Schönheit der Form gefunden, jene Schönheit des einfachen Hausrats, die auf dem sicheren Gleichmaß der Verhältnisse und der vollkommenen Anpassung an den Gebrauchszweck, beruht.

Lucas war frappiert von dieser Schönheit, als er die wenigen unverkauften Stücke im Karren betrachtete. Und der Anblick des hochgewachsenen, schönen, braunen Mädchens mit den feingeformten, nervigen Gliedern und der kleinen, festen Brust einer Amazone erfüllte ihn gleichfalls mit Staunen und Bewunderung.

„Wie?“ sagte er, sich an diese wendend. „Das muß schwer sein, den Karren den ganzen Tag zu schieben?“

Aber sie war eine Schweigende, und sie lächelte bloß, indem sie ihn mit ihren schweren, großen Augen ansah, während der Töpfer für sie antwortete:

„Paß, wir ruhen uns im Schatten am Straßenrand aus, wenn wir irgendwo eine Quelle finden. Nicht wahr, Barfuß, es geht ganz gut, und wir sind trotzdem zufrieden?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Königliche Nimrode.

Daß das Jagen ein Vergnügen ist, dem „hohe und höchste Herrschaften“ mit großem Eifer und beneidenswerten Erfolge fröhnen, dem Monarchen manchmal einen nicht geringen Teil ihrer Ruhestunden widmen, ist männiglich bekannt, und ebenso weiß jeder, der dies oder jenes Scherzblatt einem gewissenhaften Studium unterzieht, daß Fürsten, die das edle Maidwerk betreiben, dabei um ein Vielfaches mehr Wild zur Strecke bringen, als ein gewöhnlicher Sterblicher. Verfeinerungssüchtige Nachrede hat nur öfter die unehrerbietige Mutmaßung gewagt, daß der eine oder andre Fürst seinen erstaunlichen Rekord im Erlegen von allerlei Getier durch ein vereinfachtes Verfahren, durch etwelche Hilfsmittel erziele, die der ganzen Prozedur den Charakter der Jagd benähmen. Ein Blick in die Jahrbücher der Geschichte hätte diese zweifelwürdigen Thesen eines Besseren belehren können, hätte ihnen zeigen können, daß die Gottbegnadung des Monarchen sich auch auf der Jagd sichtbarlich erweist, indem er hundert Hasen oder noch mehr das Lebenslicht ausbläht, wenn weniger begünstigte Menschenfinder mit Mühe und Not den einen oder andren ins Jenseits befördern.

Selbst Frankreichs unglücklichster König, Ludwig XVI., von dem auch die literarivastischen Geschichtsschreiber die betrübende Thatsache zugeben müssen, daß seine politischen Fähigkeiten nicht eben große gewesen seien, leistete doch auf der Jagd geradezu Hervorragendes, das sich den besten Leistungen der Gegenwart würdig anreicht. Verging doch kein Jahr, ohne daß er bis zu 10 000 Stück Wild höchst-eigenhändig erlegte. Freilich legte er auch entsprechenden Wert auf das Maidwerk, in solchem Maße, daß er in seinem Tagebuch zwar politische Ereignisse überhaupt nicht erwähnte, dagegen aber gewissenhaft darin Buch führte über seine Jagdergebnisse und „Nichts“ hinein schrieb, wenn er an einem Tage mal ausnahmsweise nicht jürschen gegangen war; auch am 14. Juli 1789 verzeichnete er ein „Nichts“: war doch weiter nichts passiert, als daß die Pariser die Bastille gestürmt und zerstört hatten.

Er hat also mit Zug und Recht Anspruch auf den Namen eines gewaltigen Nimrod, eines würdigen Nachsefers jenes ersten Nimrod, nach dem die sämtlichen Jungsgeossen öfters benannt werden. Dieser Herr war der Bibel zufolge bald nach der Sündflut König von Babylon und „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“. Das haben die assyriologischen Entdeckungen durchaus bestätigt. Dem nicht nur, daß Keilschrifttexte von dem sagenhaften Helden wunder-same Jagdgeschichten zu erzählen wissen, wir erblicken ihn auch in bildlicher Darstellung, wie er einen ausgewachsenen Löwen an sich drückt, gleichwie man ein Schoßhündchen oder ein Spiellächgen zu halten pflegt.

Die geschichtlichen Könige von Babel und Assur waren eines solchen erhabenen Vorbildes nicht unwürdig. Welche Ruhmesthaten auf dem Gebiete des Jagdsportes diese Herren zu stande brachten, pfliegten sie selber durch ihre Inschriften ins gebührende Licht zu stellen. Da erzählt uns z. B. König Tiglath-Pileser I. von Assyrien

Kleines Feuilleton.

(gegen 1150 v. Chr.): „Die Götter Adar und Kirgal haben ihre gewaltigen Waffen und ihre hehren Bogen in meine Herrscherhand gegeben. Im Dienste Adars, welcher mich liebt, habe ich vier männliche Wildbocken, mächtige, gewaltige, in der Wüste, im Lande Mitani und bei Kragiti mit meinem mächtigen Bogen, dem Pfeil aus Eisen und der spitzen Lanze getötet. Ihre Häute und Hörner brachte ich nach meiner Stadt Assur. 10 mächtige, männliche Elefanten erlegte ich im Gebiet von Garra und am Ufer des Habur; vier Elefanten fing ich lebendig. Die Häute und Zähne nebst den lebenden Elefanten brachte ich nach meiner Stadt Assur. Im Dienste Adars, welcher mich liebt, erlegte ich 120 Löwen in meiner Herrscherstärke, meinem Heldenlampfe zu Fuß und erlegte 800 Löwen zu Streitwagen mit Pfeilen. . . . Und Herden von Gazellen, Hirschen, Steinböden, Antilopen, da Assur und Adar, die Götter, welche mich lieben, mir Ausübung der Jagd geschenkt haben, ließen sie mich in hochragenden Waldgebirgen fangen. Ich brachte Herden davon zusammen und zählte ihre Zahl wie die Herden von Schafen.“

Diefer Monarch hatte den modernen Grundsatz „Bescheidenheit für Lumpen“ augenscheinlich um drei Jahrtausende genial vorweggenommen. Aber so stellt auch mancher seiner Nachfolger seine Verdienste als Schätze keineswegs unter den Scheffel. Wenigstens lesen wir in den Annalen Assur-nasir-pals (884—860 v. Chr.): „Weim Aufstrecken meiner Hand und im Ungestüm meines Muts faßte ich 15 mächtige Löwen aus den Bergen und Wäldern mit meiner Hand; 50 junge Löwen nahm ich, in der Stadt Kalach und im Palast meines Landes sperrte ich sie in ein Haus ein und stellte sie dort auf, Junge ließ ich sie in Menge gebären. Lebende Luchse fing ich mit den Händen; Herden von Wildstieren, Elefanten, Löwen, Straußen, Wildeseln, Gazellen und Antilopen, wilden Hunden, Pantfern, Tiere der Wüste und der Berge brachte ich alle in meiner Stadt Kalach zusammen und ließ die Völker meines Landes sie alle schauen. . . . Die Götter Vindar und Kirgal, die mein Priestertum lieben, haben mir die Tiere der Wüste übergeben, die Ausübung der Jagd anbefohlen; 30 mächtige Elefanten tötete ich, 257 gewaltige Wildbocken erlegte ich auf meinem offenen Wagen im Ungestüm meiner Herrlichkeit mit Pfeilen, 370 gewaltige Löwen tötete ich mit der Lanze.“

Aber diese gewiß nicht geringen Leistungen wurden noch weitaus überboten von einem der letzten assyrischen Fürsten, dem König Assurbanipal (669—626 v. Chr.). Uebellvollende Berichte griechischer Schriftsteller, bei denen er Sardanapallus heißt, behaupten von ihm, er habe durch schmelzgerischen Lebenswandel und vollendete Energielosigkeit alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um den Zusammenbruch Assyriens zu beschleunigen und sich selber die Grabkiste gesetzt:

„Unverlierbar ist mir, was ich aß, was ich zechte und was ich Süßes empfand in der Liebe Gemüß.“

Diese republikanischen Märchen aber werden ohne weiteres widerlegt schon durch des Königs eigne Berichte über seine Jagdabenteuer, aus denen zur Evidenz hervorgeht, daß ihn gerade die anstrengendsten und gefahrvollsten Arten der Jagd einen wahren Hochgenuß bereiteten. Da heißt es unter anderm: „Bei einer meiner Jagden näherte sich mir ein Löwe. Ich ergriff ihn über den Ohren bei der Mähne. Indem ich Assur anrief und Istar, die Herrin der Kämpfe, durchbohrte ich ihm die Eingeweide mit der Lanze.“ Und ein andermal: „Bei einem Jagdausflug meiner Majestät ergriff ich den Löwen beim Schwanz. Mit Hilfe von Adar und Kirgal geschmettert ich ihm das Hirn mit meiner Keule.“ Diese offizielle Darstellung wird vollinhaltlich bestätigt durch lebenswahre plastische Darstellungen an den Wänden des königlichen Palastes, die den besten Leistungen unsrer wöchentlichen und täglichen Photographie-Albums an künstlerischer Vollendung nahekommen.

Eine bedauerliche Thatfache freilich soll nicht unterschlagen werden. Es giebt da nämlich ein Relief, das den König in der stattlichen Pose des Anschlägers mit der Lanze porträtiert gegenüber einem Käfig von minimalen Größenverhältnissen, aus dem ein paar Sklaven einen Löwen heranzutreiben suchen: kein leichtes Stück dies letztere; denn das Tier, eine wahre Karikatur der wilden Bestie, sieht aus, als wenn durch eine längere Hungerkur und anderweitige Drainierung alles Feuer aus ihm herausgezwickelt worden sei. Die ganze Scene hat eine fatale Ähnlichkeit mit jener berühmten Stelle in den Abenteuern des furchtlichen Junkers von la Mancha, wo Don Quixote den auf dem Transport zur Stadt befindlichen Löwen küssen bestehen will, dieser aber zum Verlassen des Käfigs keine Lust bezeigt. Aber natürlich ist ein leidenschaftiger König kein Don Quixote und auch kein in Jägerlatein reisender Baron von Minchhausen. Flüchtig bleibt also nur eine Alternative. Der assyrische Künstler, der dieses bössartige Relief verbrochen hat, muß ein mißvergünstigter Köchler oder gar ein mit dem Landesfeind konspirirender Hochverräther gewesen sein, der den strahlenden Ruhmesglanz seiner Majestät schwärzen wollte und bei seinem teuflischen Beginnen unglücklicherweise der Aufmerksamkeit einer hochwohlwollenen Censurbehörde entging. Jedenfalls aber kann dieser revolutionäre Aufruf dem großen Assyrerkönig kein Fota von seinem wohlbezüglichen Anspruch rauben, für den gewaltigsten historisch bekräftigten Nimrod aller Zeiten zu gelten. Sicher käme kein Sonntagsjäger mehr bentelos nach Hause, wenn die heutige Nimrode anstatt des heiligen Hubertus Seine Majestät König Assurbanipal von Assyrien zum Schutzpatron wählten: bei solch hoher Protektion müßten auch Schützen bescheidenster Zielsicherheit auf die Kosten von Jagdschein und Jagdgrund kommen.

Giebt es Mondstüchtige? Wer hätte nicht schon von Mondstüchtigen gehört? Welche Wundergeschichten werden über solche Leute erzählt! Kann es wahr sein, daß gewisse Menschen zur Zeit, wenn der Mond am Himmel steht, ihre Betten verlassen, die merkwürdigsten Bewegungen vornehmen, ja sogar auf die Dächer steigen, ohne sich zu beschädigen, und hernach wieder zurück sich auf ihr Lager begeben? Und des Morgens, wenn sie erwachen, wissen sie von alledem nichts? Die Wissenschaft hat thatsächlich derartige Fälle sichergestellt. So beobachtete der Breslauer Arzt Ebers seinen 11jährigen munteren Pflege Sohn, der im Schlafe laut sprach, zur Zeit des Vollmonds aufstand, zwedlos umherging, automatisch Gegenstände anfaßte, ruhig vor absichtlich hingestellten Hindernissen auswich, das Fenster öffnete und hinaus schaute usw. und schließlich wieder ins Bett stieg ohne Erinnerung des Morgens an das Vorgefallene. Der Junge litt an Wärmern. Als ihm Mittel dagegen verabreicht worden waren, stellte er seine nächtlichen Wanderungen ein.

Derartige Vorkommnisse sind nicht gerade selten. Die Medizin faßt sie als einen unvollkommenen, krankhaften Schlaf auf, in welchem anscheinend zweckmäßige Ortsveränderungen des ganzen Körpers (Gehbewegungen) bewußtlos ausgeführt werden.

Das sogenannte Apdrüden gehört, wenn auch mit andren Erscheinungen verbunden, zu derselben Art krankhaften Schlafes: des Somnambulismus (Schlafwanderns). Dabei träumt dem Kranken meist, er müsse erlöden. Eine Art Kobold, Elbe (Alp) usw. lagere sich auf sein Herz, dasselbe drohe stille zu stehen, und der unausbleibliche Augenblick des Sterbens trete ein. Ist die Beklemmung und Angst am höchsten, dann erwacht der Träumende.

Der Arzt Dr. Baerner-Würzburg konnte bei jungen Leuten künstlich in Schlaf derartige Erscheinungen hervorrufen, wenn er ihnen sanft die Bettdecke über das Gesicht derart zog, daß der offene Mund ganz und die beiden Nasenlöcher größtentheils bedeckt wurden.

Zufällige oder künstliche Atemnot verursacht somit Apdrüden. Doch hat Binz, dessen Erörterungen wir hier folgen, einen Mann gekannt, welcher geschickt auf einem vom Monde matt beleuchteten, sechs Fuß hohen Porzellanofen im Schlafe herunkletterte. Ursachen dieses Somnambulismus waren: Kartoffelgerichte zum Nachtmahl oder Gemüß von kräftigem Käse. Die Tochter dieses Mannes erbt dessen Hang zum Schlafwandeln.

Johannes Müller erklärt das Schlafwandeln folgendermaßen: Der Träumende führt seine Handlungsweise aus wie ein Kind. Er kennt die Gefahr nicht, kein Beben oder Schwindeln. Ueber gefährliche Wege zu gehen, ist nicht schwierig, wenn man nicht weiß, daß sie z. B. hoch über der Erde liegen. Es kommt e jedermann mit Leichtigkeit über manche Dächer gehen, wenn sie auf ebener Erde ständen. Der Schlafwandler sieht und hört, wird hierbei aber von fremden Vorstellungen (Eindrücken) nicht gestört, so lange er nicht erwacht. Tritt Erwachen ein, so kommt auch die Erkenntnis der Gefahr, und ein Sturz kann die Folge sein. Daher kommt es, daß nicht selten Schlafwandler verunglücken. Doch ist auch an solchen Unglücksfällen der Umstand schuld, daß Somnambulisten zufällig an eine verhängnisvolle Stelle geraten, z. B. an das geöffnete Fenster und sich durch einen Sturz hinab schwer verletzen.

Eine unfehlbare Sicherheit und Geistesstärke besitzen Schlafwandler nicht. Auch sonstige Wundergeschichten gehören in das Reich der Fabel. Das Schlafwandeln ist demnach als ein krankhaftes Träumen aufzufassen. Es ist selbstverständlich ärztlicher Hilfe zugänglich, Diätvorschriften, Ueberwachung der Kranken, schließlich auch arzteuliche Verhütungsmittel, welche dem Arzt reichlich zu Gebote stehen, werden sicherlich fast in allen Fällen mit bestem Erfolge sich anwenden lassen. — (D. U. Journal f. Hygiene.)

Ueber die Unterschiede in den Stimmen der einzelnen Vogelarten und in ihrem Gesang giebt nach einem Bericht der „Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane“ B. Häder in seinem kürzlich erschienenen Buche „Der Gesang der Vögel, seine anatomischen und biologischen Grundlagen“ interessante Aufschlüsse. Danach beruhen die Unterschiede, die die Stimmen der einzelnen Vogelarten zeigen, nur zum Teil auf anatomischen Verschiedenheiten des Stimmapparats. Den wichtigsten Einfluß auf den besondern Ausbildungsgrad des Gesanges üben dagegen die physischen Eigenschaften der Vögel, die sie mehr oder weniger befähigen, den angeborenen instinktmäßigen Gesang durch Lernen zu vervollständigen. Ursprünglich wurde die Stimme nur dazu gebraucht, irgend einen Affekt zu äußern. Dann ward sie zum Mittel gegenseitiger Verständigung, Anlockung und Zusammenhaltung der Artgenossen. Vom einfachen Lock- und Paarungsruf bis zum vollkommenen Gesang und Schlag nach Zahl und Modifikation der Töne läßt sich eine fortlaufende Entwicklungsreihe herstellen, der entsprechend sich auch die wirkliche Entwicklung des Vogelgesangs vollzogen haben wird. Sommer-, Herbst- und Wintergesang bilden einen weiteren Fortschritt des Gesangs über seine Bedeutung für das eigentliche Liebesleben der Vögel hinaus. Der Gesang ist hierbei schon als Ausdruck einer Spielstimmung anzusehen, also einer physischen Regung, die über dem bloß Instinktmäßigen steht. —

Theater.

oe Neues Theater. Eigentlich hätte schon längst einer der heftigen Dichter so dankbar sein sollen. Wer kann leugnen, wenn

er sich im Theater umsieht, daß etwa sieben Achte des Publikums den Söhnen und Töchtern Israels zugehört werden müssen, daß diese den intellektuellen, und, was wichtiger, auch den finanziellen Untergrund namentlich der neueren und neuesten Bühnenkunst abgeben? Unter so bewandten Umständen bekundet ein Dichter nicht allein Klingheit, sondern auch Christenfinn und Seelengüte, wenn er Israel einmal im bengalischen Feuer erglänzen läßt. Und solches that Herr Richard Slowronnel in seinem neuesten Schauspiel „Die goldene Brücke“, auf der wir drei Generationen der Familie Suhrauer lustwandeln sehen. Der alte Suhrauer aus Kafel, dreimundsiebzigjährig, fühlt sich zum alten Eisen geworfen, als er, ein würdig Abbild der Erzväter, nach Wannsee kommt, wo sein Sohn, der Rittergutsbesitzer und effschade Millionär, gerade Kirchenscheiter stiftet, ein bisher liberales Blatt ins Niebachische ummodellt, einen abgebrannten Grafen zum Eidam sucht und andre Exercitien im Christentum macht. Die dritte Generation, ganz feudal ladiert, tritt uns in dem zwanzigjährigen Siegfried Suhrauer entgegen, der ein Rimrod vor dem Herrn ist und es im Stöder-Christentum schon so weit bringt, daß er seinem eignen Großvater wegen dessen jüdischem Ansehen ruppig kommt. Aber die dritte Generation schießt, als Negation der Negation sozusagen, auch Judas Triumph in sich. Helene, Siegfrieds idealgestimmte Schwester, vereint Judentum und Christentum zu gemeinsamer, edlerer Blüte, aber nicht, indem sie einen Grafen heiratet, sondern sich dem Dichter und Journalisten Hermann Wiffelint aus Reidenburg in Ostpreußen, einem Zeitartikelredner von unwandelbar liberalem Haffen, liebend in die Arme wirft.

Diese Handlung, von den altbewährtesten Theatertypen getragen, muß man sich nun mit Wigen in Oskar Plumenthals Genre verbrämt vorstellen, die bekanntlich die Eigenschaft haben, daß auch der Deutschaufste ihr Eintreffen im voraus ahnen und sich so über seine Intelligenz freuen muß. Das allerdings stark interessierte Publikum gab Begeisterung zu erkennen, jubelte stürmisch der Tendenz des Stücks zu und rief den Dichter Slowronnel ein über das andre Mal vor die Lampe.

Aufgeführt wurde das Schauspiel von dem „Emil Meßthaler Ensemble“. Sein Leiter, Herr Meßthaler, ist ein Münchener, der seine Gesellschaft um sich versammelt haben soll, um die Berliner Bühnenliteratur auch der Provinz zugänglich zu machen. Die — bisher einzig in Hamburg aufgeführte — „Goldene Brücke“ erscheint dem Herrn Direktor vielleicht als der mittlere Durchschnitt der Berliner Gattung.

Die Darstellung zeugte übrigens von guter Schulung. In den Herren Emil Höfer, der den jüdischen Emporkömmling gab, Morvoh, der den Alten spielte, und Klein besitzt das Ensemble, wenn auch keine stark hervorragende, so doch leistungsfähige Kräfte. Ein bischen gepreßt gab sich Frl. Wilma Jilling in der an sich schon gespreizten Rolle der idealen Helene. —

Musik.

Wiederum ist eine neue Kunstgattung entstanden: „Lebende Lieder“. Vor einem geladenen Publikum fand am Sonnabend im Ariantonsaale bei Kroll die Eröffnungsvorstellung statt. Als ich dies erfuhr, fragte ich mich: welcher künstlerische Zweck wird dabei verfolgt, wohin veriert sich nur die menschliche Phantasie mit ihrem Haften nach Neuem, nicht Dagewesenem? — Mit einem gewissen Wangigkeitsgefühl ging ich hin; allein es war eine angenehme Enttäuschung. Was waren nun diese „lebenden Lieder“? Eigentlich keine Lieder, sondern dramatisierte Szenen. Greifen wir als Beispiel „Schüchterne Liebe“ von Rossini-Rosenfeld heran, unter den Novitäten wohl die musikalisch gefälligste. Wir erblicken eine hübsche Gartenszene. Ein junges Mädchen sitzt auf einer Bank und näht. Man sieht es ihren erwartungsvollen Augen an, daß sie ihn erwartet. Er kommt schlüchtern heran und gesteht ihr, ein Lied singend, seine Liebe. Ihr Gebärdenpiel und lautes Schweigen verraten, wie gut sie ihm ist. Durch dieses Mitspielen, während der andre singt, gewinnt das Ganze Leben und wird zum „lebenden Lied“. Fräulein Elsa v. Loreno und Herr Paul Stampa waren darin ausgezeichnet. Wie Fräulein v. Loreno die schüchterne Mädchenhaftigkeit — gepaart mit feiner Koketterie — zur Darstellung bringt, ist lieblich und reizvoll.

In diesem Mitleben der andern und Wirkenlassen auf den Zuschauer liegt das Neue. Es ist gewiß schön, etwas Neues kennen zu lernen; aber den eigentlich künstlerischen Zweck kann ich immer noch nicht herausfinden. Der Vergleich mit dem Ueberdrell liegt nahe. Ähnlichkeit ist auch sicher vorhanden. Dort das „Ueberdrell“, das mit der ganzen Modernität der Litteratur hinausstürmt und nicht fragt, ob es sich oder andern Leuten den Kopf einrennt, hier das „Ueberdrell“, jedoch mit den poestvollen Stimmungen der guten Alten, die wahrlich nicht wehe thun.

Dem Direktor des neuen Unternehmens Herrn Julius Kahfer und seinem Regisseur Herrn Max Laurence ist wirklich viel Glück zu wünschen, daß es ihnen gelungen ist, ein im allgemeinen recht gutes Ensemble zusammenzustellen. Und diesem hinwieder, daß es einen so tüchtigen und sein Bestes einsetzenden Regisseur, wie Herr Laurence es ist, als Leiter und Lehrer hat. Die Darsteller gaben im allgemeinen, bis auf Frl. Antje Hendrik, die noch gar zu sehr in den Anfängerschuhen steckt, schöne

Proben ihres Talents und ihres Könnens. Vor allem muß Herr Laurence, früher Regisseur am Schiller-Theater, rühmlichst hervorgehoben werden. Was er als Künstler und Regisseur bot, zeugte von viel Wissen, reicher Erfahrung und persönlicher, echter Künstlerschaft. Wärme und Einfachheit durchwehten seine Vorträge und Intencierungen. In Herrn Stampa besitzt dieses Theater eine vielseitige, mit schönem Organ begabte Kraft. Das „Engagements-gesuch“, musikalischer Scherz von Genée, gab ihm besonders Gelegenheit, seine Begabung zu zeigen. Frl. Dora Dorjahn, eine ebenso schöne Erscheinung wie temperamentvolle Künstlerin, wählte in außergewöhnlicher Weise durch ihr gesangliches Können und reifes Spiel zu fesseln. Wegen der Gleichmäßigkeit ihrer Leistungen ist es schwer, etwas hervorzuheben. Frl. von Loreno wirkte vor allem durch ihre Grazie im Spiel und durch ihre Erscheinung selbst. Gesänglich läßt manches zu wünschen übrig. Besonders auffallend ist die Unausgeglichenheit der Töne und der Aussprache. Herr Dr. Quedenfeldt hatte in der Operette „Marquis und Marquise“ besondere Gelegenheit, sein schauspielerisches Können zu zeigen. Die Damen Margarete van der Ney und Elise Koffe haben jedenfalls auch ihr Schärfein zu dem Gelingen des Abends beigetragen. Frl. Maria Eisenhut machte das, allerdings sehr dankbare, Vierbainische Gedicht recht hübsch.

Das Programm vom Sonnabend war ein Kunsterbumt von Meyerbeer und Harleben, Gerse und Salus, Mozart und Lemaire, Beechoven und Franz v. Wlon usw. und sollte, wie Herr Laurence in seiner Ansprache sagte, nur eine Stichprobe dessen sein, was das Ensemble dieses Theaters zu bieten vermag. In Zukunft müßte das Programm kürzer und einheitlicher sein, damit man nicht an den Anfänger erinnert wird, der gar zu gern alles giebt, was er vermag. Die Hellas-bilder z. B. so schön sie auch als Bilder wirken, sollten doch nur selten kommen und auch nur dann, wenn das übrige Programm des Abends auf diese Gattung hin gestimmt ist. Jedenfalls aber müßten dabei die Deklamationseinleitungen wegfallen, die doch gar keinen Sinn haben, wenn die Gestalten selber zu leben und zu singen — sprechen wäre künstlerischer — beginnen. Unter allen Umständen jedoch sind die neue Kunstgattung und ihre Darstellung sehr interessant und amüsant, und man kann ihnen die besten Wünsche für weiteres Gedeihen mit auf den Weg geben. — c. s.

Humoristisches.

— Niederträchtig. Hausfrau: „So eine boshafte Person, diese Amtsrätlerin! Wenn sie bei uns eintritt, pußt sie niemals draußen die Füße ab — aber wenn sie herausgeht!“

— Ein ängstliches Gemüt. „Warum sind Sie so erregt, Frau Kamperl?“

„Ich bin in einer Vorlesung gewesen. Da hat ein Astronom behauptet, daß die Sonne nur noch 56 Millionen Jahre leuchten wird!“

„Und das erregt Sie so?“
„Ja wissen Sie, wenn das unser Kaufmann hört, schlägt er gleich wieder mit dem Petroleum auf!“ —

— Aus dem Bericht eines Gemeindevorstehers.
... Bei der darauf entstandenen Kauferei wurde dem Hintertupfer Sepp sein zweites und letztes Ohrwafschl abgerissen. —

Bücher-Einlauf.

— Paul Mongré: „Ekstasen“. Gedichte. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. —

— Eduard Sokal: „Dolorosa“. Drama. Hannover. Gebrüder Jänecke. —

— Friedrich Dulmeyer: „Des Sittenmeisters Vergernisse“. Komödie. München. Stägmeyersche Verlags-handlung. —

— Fernando Lanke-Uhlmann: „Glaube, Hoffnung, Liebe“. Sociale Dichtung in drei Akten. Berlin. Emil Apolant. Preis 1 M. —

— Arthur Schnitzler: „Lieutenant Gustl“. Novelle. Berlin. S. Fischer. —

— Wilhelm v. Polenz: „Luginsland“. Dorf-geschichten. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 1 M. —

— Stanislaw Przhyszczenski: „Vigilien“. Zweite Auflage. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Maxim Gorli: „Das Ehepaar Orlov“. Novellen. Berlin. Bruno und Paul Cassirer. —

— Karl Hans Strobl: „Aus Gründen und Ab-gründen“. Skizzen. Leipzig. Herm. Seemann Nachfolger. —

— Rudolf Klein: „Arnold Böcklin“. Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Heft 7. Berlin. Gose u. Zehlfass. —